



HOMO VATER

Unser Autor wünscht
sich ein Kind.
Obwohl er schwul ist.
Wie soll das gehen?
Erste Erfahrungen im
Gründen einer
Regenbogenfamilie

Von SÖREN KITTEL
Fotos ANTJE BERGHÄUSER

Wenn ich irgendwann, vielleicht in 15 Jahren, einmal mit meinem Kind spazieren gehe und gefragt werde, wie alles angefangen hat, dann werde ich wohl erst herumdrucken: „Eine lange Geschichte.“ Aber wenn dieser Sohn oder diese Tochter nach mir kommt und nicht lockerlässt, werde ich eine Bank suchen und erzählen müssen, wie kompliziert diese Monate waren, in denen ich Vater werden wollte.

Begonnen hat es mit einer E-Mail im Herbst 2013. Sie erreichte mich in einer seltsamen Phase, die wohl viele in der Lebensmitte durchmachen: Langzeitpartner weg, Firma verkauft und der Vermieter will die Wohnung luxussanieren. In ihrer E-Mail schrieben zwei Freundinnen von mir mit ihrem charmannten, leicht verschwurbelten Humor:







„Eigentlich wollten wir Dich mit Käseku-
chen in einen Zuckerschok versetzen...“,
aber sie haben nicht mehr warten wollen
und fragen jetzt doch auf diesem Weg, ob
ich Vater werden möchte. „Das ist jetzt
kein offizieller Baby-Antrag“, schreiben
sie noch, „aber das Angebot für Fami-
liensondierungsgespräche.“ Sie suchten
mehr als einen Samenspender und we-
niger als einen Zusammen-Wohnen-Voll-
zeitvater. Ich solle „eine Rolle im Leben
der Kinder spielen“. Ähnlich diffuse Vor-
stellungen hätte ich auch, schrieb ich zu-
rück. Und: Wir sollten uns treffen.

IN DEN NÄCHSTEN WOCHEN sprach ich
mit Freunden darüber, und schon das war
ein bisschen wie Weihnachten. Plötzlich
war da so eine Hoffnung in den Tagen,
dass alles anders werden könnte und
Verantwortung ins Leben kommt. Dass
es Sinn macht, in einer Großstadt wie
Berlin zu leben, wo so etwas nicht kom-
plett ungewöhnlich ist. Doch mir wurde
auch klar: Es gibt keine wirklichen Vor-
bilder für diese Art der Familie. Es gibt
den Film „The Kids Are All Right“ mit
Julianne Moore als lesbischer Mutter,
die sich später doch in den Hetero-Vater
verliebt, und es gibt das Buch „Kinds-
köpfe“ von Kriss Rudolph, der über zwei
schwule Väter schreibt.

Im Internet steht etwas mehr, unter
anderem der wunderbare Blog des Nie-
derländers Geer Oskam, der im März
dieses Jahres Vater einer Tochter wurde.
Unter der Überschrift „Two Girls a boy
and a cup“ schreibt der 29-Jährige über
die Zeit der Vorfriede, über den ersten
Herzton, die rührende Unsicherheit der
Ärzte („Oh! Wir sind so altmodisch und
haben nur zwei Stühle!“) oder des eige-
nen Vaters („Sind die Damen jetzt meine
Schwiegertöchter?“). Er schreibt über
den Tag der Geburt – und über den Mo-
ment der Zeugung. Das ist auch peinlich.
Werde ich irgendwann in einem Zimmer
liegen und versuchen, einen Plastikbe-
cher zu treffen, während auf meinem Mo-
biltelefon brasilianische Pornos laufen?
Entsteht so Leben? Ist das nicht alles to-
tal irre, was wir da tun?

Die ersten Treffen mit den „Müttern“
verliefen ruhig. Wir konnten ungezwun-
gen über unsere Kindheit (behütet und
recht frei) und unser Elternbild (demo-
kratisch, aber nicht antiautoritär) reden.

Wir arbeiteten alle drei mehr oder we-
niger „in den Medien“ und trugen auch
noch ähnliche Kastenbrillen. Ich hatte in
dieser Zeit gerade Bedarf an neuer Musik
und bekam ein paar Alben von einer der
Mütter überspielt: Softer Rock mit Herz
und guten Texten von Lykke Li, Mum-
ford & Sons, Feist und natürlich die Les-
ben-Ikone Tanita Tikaram. Mir gefiel der
neue Soundtrack in meinem Leben. Ich
kann sagen: Wir hatten gute Abende, bei
Tee und Rotwein. Inspiration für die er-
sten ersten Elterngespräche holten wir
uns auch im Regenbogen-Familienzent-
rum in Berlin-Schöneberg.

Das Regenbogen-Familienzentrum
ist der einzige offizielle Ort seiner Art
in Deutschland. Es gibt Krabbelgruppen
und Kleinkinder-Treffs und seit neues-
tem: eine Schwangerengruppe. Weil es

so langsam eben doch genug schwangere
Lesben gibt in Berlin. Am ersten Montag
im Monat treffen sich „Homosexuelle mit
Kinderwunsch“. Mal kommen 15 Leute
in den Raum in Schöneberg, mal fast 40.
Sie sitzen im Kreis und die fast zenbud-
dhistisch-entspannte Gruppenleiterin
Constanze Körner fordert sie auf, ihre
Geschichte zu erzählen. Sie selbst zieht
mit ihrer Frau und einem homosexuel-
len Mann fünf Kinder groß: drei leibliche
aus einer früheren Ehe und zwei von ih-
rer Frau und einem schwulen Mann. Sie
erzählt so ungezwungen und so authen-
tisch von ihrem gar nicht so ungewöhn-
lichen Familienleben, dass es kein Wun-
der ist, dass ihr Zentrum 2013 mit dem
Preis „Ort der Ideen“ der Bundesregie-
rung ausgezeichnet wurde.

In die Kinderwunschgruppe gingen
meine beiden Mütter und ich nicht nur,
um die rechtlichen Fragen zu besprechen
und die gemeinsamen Ängste. Wir taten
das auch, um zu sehen, welche Vorstel-
lungen andere Paare hatten.

EINE JUNGE FRAU legt die Hand auf
das Knie ihrer schweigsamen Frau und
sagt: „Meine Freundin und ich, wir ha-
ben schon alles geplant. Wir haben den
Vater schon, der geht dann mal mit dem
Kleinen einmal im Monat in den Zoo
oder so. Beim nächsten Eisprung legen
wir los. Wenn der Kleine fragt, wer der
Papa ist, sagen wir: Der Andy, aus dem
Zoo, weißt du noch?“

Eine andere sagt: „Ich bin hetero
und ich bin nur mitgekommen, weil ich
einfach so langsam gern Kinder bekom-
men möchte und mir das auch mit einem
schwulen Mann vorstellen kann. Ich war
bei spermaspender.de und familyship.de,
aber bisher ohne Glück.“

Und so geht es die ganzen 90 Minu-
ten um dieses „Glück“. Constanze Körner
beantwortet Fragen geduldig, auch die
ungewöhnlichsten. Sie sagt, sie habe alles
schon einmal gehört. In fast jeder Sitzung
sagt Constanze Körner zwei Sätze, die
Mut machen. Der eine ist: „Alle Kinder,
die hier entstehen, sind Wunschkinder.“
Und der andere klingt noch etwas größer:
„Wir sind die erste Generation Regenbo-
genfamilien, wir stehen noch ganz am
Anfang.“ Uns dreien hat sie geraten, es
doch mit einem gemeinsamen Wochen-
ende auf dem Land zu probieren.

Berlin, Sommer 2014. In der
Hauptstadt gibt es das einzige
Zentrum für Regenbogenfamili-
en. Die Leiterin sagt: „Alle
Kinder, die hier entstehen, sind
Wunschkinder“





Ein paar Wochen später also, noch im Winter, sitze ich bei den beiden Müttern und wir suchen auf dem iPad nach guten Orten in Brandenburg für das gemeinsame Wochenende. Als mir kalt wird und ich um eine Wolldecke bitte, sagt eine der beiden: „Nimm doch ein Stück von meiner, wir werden ja vielleicht bald noch viel mehr miteinander teilen.“ Sie hat das nicht ganz so anzüglich formuliert, aber es stimmte natürlich – wir steuerten auf eine Familie zu. Müssten wir dazu nicht eigentlich öfter telefonieren? „Hey, mein Tag war heute verrückt, wie sieht’s bei euch aus?“ Stattdessen verabredeten wir uns auch nach Wochen noch zu Abenden fest.

Nach einem Theaterabend bringe ich die beiden noch zur U-Bahn, ich merke, dass etwas in der Luft liegt. Eine der beiden Mütter sagt kurz vorm Einsteigen in die U-Bahn: „Denkst du eigentlich auch manchmal, dass das total irre ist, was wir hier machen? Kompletter Wahnsinn? Ein Kind zu dritt?“

Gesagt habe ich wohl so etwas wie „Ja klar, wir drei Verrückten... Aber entstehen nicht Kinder bei Heteros manchmal unter noch seltsameren Umständen?“ Ich wollte diese Zweifel nicht, aber im Grunde hatte ich die gleichen. Es ist eben doch ein Riesenschritt, nur vergleichbar mit einer Hochzeit: Ich als schwuler Mann zeuge ein Kind mit zwei lesbischen Freundinnen, vielleicht sogar zwei Kinder, und zusammen sind wir eine richtige Regenbogenfamilie.

Die Details für unser buntes Familienleben wollen wir an dem Wochenende auf einem Bauernhof in Brandenburg vereinbaren. Wer sieht das Kind wie oft? Welche Schulbildung? Impfung? Das wollen wir aufschreiben. Eine Art Eltern-Manifest, das vor Gericht zwar keine Bedeutung hat, aber uns doch Sicherheit geben soll. Als die Türen schließen und die U-Bahn wegfährt, überlege ich, warum es so schwierig ist, einen gemeinsamen Termin zu finden. Ein schlechtes Zeichen? Wie soll das erst werden, wenn es um viel mehr geht?

Regenbogenfamilie, der Begriff steht seit 2009 im Duden. In den Niederlanden sind sie schon ein wenig im Alltag etabliert. Den ersten schwulen Vater lernte ich in Amsterdam im Jahr 2000 kennen. Gerade erst vor wenigen Wochen hat mir



Mit den ersten beiden Müttern traf sich Sören Kittel eine ganze Weile. Es wurde nichts. „Denkst du eigentlich auch manchmal, dass das total irre ist, was wir hier machen? Kompletter Wahnsinn? Ein Kind zu dritt?“

ein niederländischer Freund bei einem Berlinbesuch die Ultraschallfotos seines Sohnes gezeigt. „Mann, sieht der noch hässlich aus“, sagt er in typisch niederländischem Understatement. Da lachte er, der 29 Jahre alte Fastvater. Er wird das Kind zur Adoption freigeben, damit die zweite Mutter es adoptieren kann. So haben wir das auch geplant.

Dann kommt er doch, dieser eine Abend, der beginnt wie der erste. Ich sitze am Tisch mit den beiden Müttern, ausgerechnet kurz vor Ostern, wenn sich alles nach Aufbruch anfühlt. Küken, bunte Eier, Wiedergeburt. Es lief softer Pop-Rock und ich hatte ein Häschen aus Schokolade mitgebracht. Bio-Schokolade, man will ja alles richtig machen. Und dann frage ich nach dem Wochenende in Brandenburg, wir hatten

ja endlich ein Datum. Eine der beiden unterbrach mich: „Ja, darüber wollten wir noch einmal mit dir reden...“ „Wir sind noch nicht so weit“, das ist einer der Sätze, die folgen, „es liegt nicht an dir“ und: „Vielleicht passt es auch einfach nicht so.“ Wir beschlossen schließlich, weiter „Freunde zu bleiben“. Aber auf dem Heimweg war mir auch klar: Das war ein „Schlussmachen“.

ANFANG JUNI war ich noch einmal beim Regenbogen-Familientreff, es war der letzte für diesen Sommer. Constanze Körner macht Ferien mit ihrer Großfamilie. Dieses Mal saßen 22 Frauen da, nur sechs Männer. Ich musste erzählen, warum ich dieses Mal allein gekommen war, nicht mehr zu dritt. Das war unangenehm, aber ging vorbei. Gegenüber im Stuhlkreis saßen zwei Frauen, die mich abwechselnd angrinsten, oder hatte ich mir das eingebildet? Ich hatte in der Vorstellungsrunde nur erfahren, dass sie 40 und 34 Jahre alt waren. Sie waren zum ersten Mal da. Bei der Verabschiedung sagte eine der beiden: „Einen schönen Sommer.“ Zwei Tage später hatte ich eine E-Mail im Postkasten, weitergeleitet von Constanze Körner: „Ich glaube, die beiden meinen Dich“, schrieb sie. In der Betreffzeile stand „Vater gesucht“. Ein bisschen irre ist das alles schon, dachte ich, und hab sofort geantwortet.

Meine Tochter oder mein Sohn will dann sicher wissen, wie es weitergeht. Es beginnt im Grunde wie das erste Mal, nur dass es funkt. Es ist eine Mischung aus großem Vertrauen, viel Vorbereitung, auch einem gewissen Pragmatismus und dem Wunsch danach, es einfach zu probieren. „Bis September zumindest bist du noch nicht entstanden“, würde ich sagen, das kann ich dem Kind dann erklären. In meinem Leben ist im Herbst 2014 zumindest vieles stabiler geworden: neue Arbeit, neue Wohnung, sogar eine neue Liebe. „Wir haben viel über dich gesprochen, auch wenn es dich noch nicht gab“, werde ich sagen. Und: „Der Sommer 2014 war fantastisch.“

SÖREN KITTEL lebt als freier Journalist derzeit zwischen Berlin und Seoul und schreibt für Zeitungen und Magazine